

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 13 (1923)
Heft: 33

Artikel: Die Post in der guten alten Zeit
Autor: Erny, Karl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643600>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 02.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Ds Ferdi-Grittli isch ga Milch reiche. „Chunnsh o mit mer i d'Chäferi?“ fragts mi. „Nei, i mueß deheime blybe,“ han i zur Usred gha. U doch wär i so gärn mit ihm gange! Der Godi isch vo der Bühne zrugg cho. „Lue da,“ seit er u zeigt mer e schöne Schmätkerling.

„Ja, es isch e schöne,“ machen i, aber i ha mi nid vom Blaz verruehrt. Em Godi isch es allem a ufgefalle, daß öppis nid im Blei isch: „Pfüderle doch nid eso dafume, wi we de-n-i d'Hose gmacht hättisch,“ lachet er.

„E herrjeses im Himmel — gheht me mer's de eigetlig a?“ han i ghummeret u ha mi i där trostlose Verfassig vom Tängeliste ewäg i Chällerhals abe glüchtet.

„Miggeli, wo bisch?“ rüeft d'Großmueter uf der Lauben obe. Aber i ha nid Bsheid gäh. Mns Uebermuetli isch ghörig abkuehlt gsi syt em Morge. Jek han i gha für ds Erchlüpfe, ja wäger! I ha gmerkt, daß es doch öpper git, wo i alls ine gheht u nüt ungestraft düre laht. I hätt halt d'Großmueter nid so däwäg solle ine Schrede jage, hätt nid sölle chääre mit de Purisch, hätt em Lütie nid sölle Sann i d'Auge schieße. Das han i ugseh u drum han i gluegt, mns Unglück a luege u aznäh, für ne grächti Straf vom Himmelvatter. — U der lääre Surhabisstanne han i däwäg Trüebjal blase — bis äntlig, äntlig d'Mueter isch heicho. —

„Ds Emmi het sofort gseit, daß es e Chachle verheit het — sjs Gwüsse isch dermit wieder erliechteret gsi — aber mir, mir isch es di längerji Schwärer worde um ds Härz. „Meh, humm nimm mer doch öppis ab,“ seit d'Mueter zue mer, wo si d'Stägen ufsummt.

„I weiß nid was ihm fählt, är het öppe füzg Mal gfragt, göbs nid gly sibni sygi,“ rätschet ds Emmi.

„E, är wird dank glüchte nam Bärn-Bumerli — lue, was han i äch da drinn?“

I ha allem a no eländer usgseh u ds Bläare isch mer zvorderisch gsi.

„Los Bueb, was fählt dir?“ fragt jek d'Mueter ganz ärnscht u luegt mi a.

Jek hets müesse gseit sy.

„E nüt... i... i ha's halt... niemerem dörfe säge... i cha nüt derfür... i“

„Aha,“ seit si halb taub, halb lächerlig, „jek weiß i worüber, humm u d'Laube hindere... mir wei luege, was das für ne Zueversicht isch!“

„Du bisch drum furt gsi —“ pläären i jek ganz lut use — aber wi d'Eräneli sy cho z'laufe, hets mer afa liechte.

D'Mueter het allwäg gmerkt, daß es mer schuderhaft leid isch u daß i grüehrt bi bis i ds innerst Härzli ine — si het ömel nüt balget.

Was du no nachecho isch, bruuchen i dank nid ds länge u ds breite säge. I weiß nume no, daß es mer du der sälb Abe no einisch ume gwohlet het u daß i du ds Bern-Bumerli trotz allem glych no übercho ha!

Die Post in der guten alten Zeit.

Von Karl Erny.

Die Politik unserer Post erinnert merkwürdig an die des „Aufgeklärten“ 18. Jahrhunderts, da man noch nicht im „Zeichen des Verkehrs“ stand und ein Brief immerhin noch ein Ereignis bedeutete, von dem die ganze Familie an der Familientafel sprach. Friedrich der Große hatte freilich kein Defizit an seiner Postverwaltung zu verzeichnen, denn dazu war er ein ganz ausgezeichneter Rechner. Aber in seinem Budget fehlte er eine bestimmte Summe ein, nämlich 1,300,000 Taler und so viel mußte die Post einbringen, und wenn in einem Monat nicht bereits der entsprechende Teilbetrag abgeliefert werden konnte, so erhöhte er schnurstraks die Portosätze, um auch bei einem entsprechenden Rückgang des Verkehrs das voranschlagte Geld zu erhalten. Die Post war für die Regierungen des 18. Jahrhunderts nur ein „fiskalisches Institut“, wie die Domänen, die ge-

waltige Bedeutung volkswirtschaftlicher und kultureller Art hatte man noch nicht erkannt und das „viele Briefschreiben“ galt damals als ein „überflüssiger Unfug“ oder als ein „himmelschreiender Luxus“, wie der alte Dessauer selbst einmal auslagte. Die Früchte dieser unaufgeklärten Politik sind daran zu erkennen, daß es beim Tode des „alten Fritz“ in ganz Berlin sieben Briefträger gab, immer einen auf damals 21,400 Einwohner.

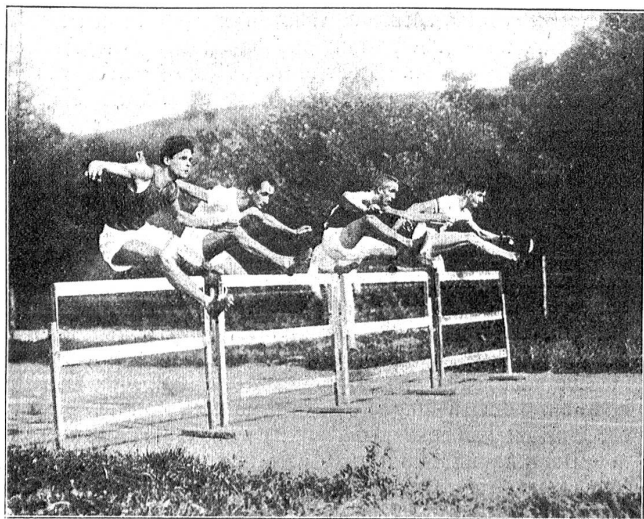
Dabei war es immerhin schon besser als im 17. Jahrhundert, wo nur die hohen Fürstlichkeiten sich ihre eigenen Briefboten leisten konnten und die öffentliche Post so schlecht bediente, daß man sie lieber wenig benutzte und auf die Gelegenheiten paßte, wo Kaufleute, Metzger und Reisende über Land fuhren. Nach dem dreißigjährigen Krieg waren die Männer dann so knapp geworden, daß die Post nur noch durch „Briefmägde“ besorgt werden konnte, die aber der Vorsicht halber — recht häßlich sein mußten. Wo Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ die in seiner Jugendzeit aufkommende Briefleidenschaft behandelt, da führt er als Gründe für dieses erste Aufblühen der Briefkultur die „durchgehende Schnelligkeit der Laxischen Posten, die Sicherheit des Siegels und das leidliche Porto“ an. Diese Auffassung ist allerdings mehr als bescheiden und es wird noch ganz anders bei uns kommen müssen, bis sich in der Zukunft die Vergangenheit vor 150 und 100 Jahren wiederholt. Von der Langsamkeit der damaligen Postverhältnisse müssen wir freilich ganz absehen, sie ist heute durch die Eisenbahnen, Autos und Telegraphen aufgehoben. Aber über das teure Porto wurde schon damals bitter geklagt und wie wir auch heute wieder klagen, so stand es auch zu jener Zeit. Briefmarken gab es bis weit ins 19. Jahrhundert hinein nicht oder nur selten. Der Betrag mußte in bar am Postschalter bezahlt werden und für die Berechnung des Portos gab es aber sehr verwickelte Taxen, da es sich nach der Meilenzahl in vielen Abstufungen steigerte.

Ebenso schwierig wie das Befördern war das Expedieren des Briefes. Da es mit der Maschine hergestellte Umschläge und Couverts noch nicht gab — die betreffende Maschine wurde erst im Jahre 1851 erfunden — so mußte man es in der Schule lernen, wie aus einem Bogen Papier ein Briefumschlag gemacht werden kann. Das war eine recht mühselige Arbeit, der man sich denn auch nur bei wichtigen Briefen unterzog. Gewöhnlich ließ man die vierte Seite des Bogens frei, die dann beim Zusammenfalten des Papiers als Umschlag diente.

Zum Schließen des Briefes benützte man den Siegellack und die Betschaft. Dann mußte der Brief an die Post getragen werden, aber nur an bestimmten Tagen wurden Briefe nach bestimmten Ortschaften befördert, man mußte also immer den jeweiligen Posttag abwarten. Deshalb spielte der „Posttag“, wie man ihn nannte, in den Briefen der klassischen Dichterzeit eine wichtige Rolle. „Sie müssen keinen Kalender haben, der Ihnen richtige Posttage angibt,“ schreibt Eva König an Lessing, „denn alle Ihre Briefe laufen länger als sie sollten.“ Ein verabsäumter Posttag zog immer ein paar andere nach sich. Davon hat sich noch heute die alte Redensart „einen Posttag zu spät“ erhalten.

So war das Schreiben des Briefes wirklich ein Ereignis, zu welchem man sich umständlich vorbereiten mußte und das man zur festgesetzten Zeit ausführte, wenn man den Zweck erreichen wollte. Aber ein noch größeres Ereignis war das Empfangen des Briefes. „Die Langwierigkeit und Kostspieligkeit des Postverkehrs übte natürlich ihren Einfluß auf das Briefschreiben aus,“ erzählt Otto Bähr in seinen interessanten Erinnerungen an das Leben in einer Kleinstadt ums Jahr 1824. „In kaufmännischen Kreisen wurden schon damals ziemlich viel Briefe gewechselt, aber im allgemeinen war der Verkehr gering. Dafür kann folgendes als Zeugnis dienen:

Sah man abends im häuslichen Kreise um das brennende Talglüh, so bildete sich mitunter an dem Dach



Schweiz. Leichtathletik-Meisterschaften in Bern: 110 m Hürdenlauf, Entscheidung. (Phot. Keller, Bern.)

deselben eine rotglühende Schnuppe, einem roten Siegel vergleichbar. Dann prophezeite man scherzweise demjenigen, welchem diese Erscheinung zugewandt war, „du bekommst einen Brief.“ — Denn das war damals noch ein Ereignis.

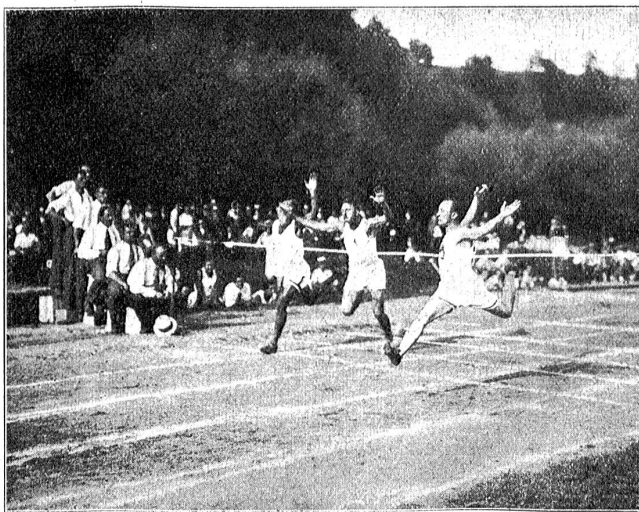
Die Schweiz. Leichtathletikmeisterschaften in Bern am 11. und 12. August 1923.

Auf dem neuen Sportplatz der Gymnastischen Gesellschaft Bern im Eichholz fanden am 11. und 12. August die Wettkämpfe um die Schweizerischen Meisterschaften in der Leichtathletik statt. Ohne äußeren Aufwand und festliches Gepränge wurde die Veranstaltung durch die Gymnastische Gesellschaft organisiert. Wie es dem Ideal der leichtathletischen Wettkämpfe oder griechischen Spiele entspricht, ist diese Veranstaltung jeder festlichen Aufmachung abhold. Es gibt keine Festzüge, Festmusik, Festreden, und den einzelnen Wettkämpfern werden keine Kränze ausgeteilt. Die Meisterschaften sind eine ernste und zugleich sehr schöne Manifestation des Sportgedankens. Das Ziel ist, die besten schweizerischen Leichtathleten zum Kampfe aufzurufen, sie ihre Leistungen vorzuführen und dabei um die schweizerische Meisterschaft kämpfen zu lassen. Der beste in jeder Konkurrenz wird zum schweizerischen Meister ernannt. Durch die Zusammenrufung all der besten schweizerischen Wettkämpfer wird die Veranstaltung dermaßen auch zu einem sichern Ausdruck des Standes dieses Sportzweiges in unserer Heimat. Aus allen Teilen des Landes kamen die jungen Leute nach Bern, gegen hundert an der Zahl (die Anmeldungen beliefen sich mit den Nachzüglern über 100), und es waren neben den Sport- und Athletikvereinen auch die Fußball- und in vermehrter Maße, was allgemein begrüßt wurde, die Turnvereine vertreten. Die Behörden hatten auch ihre Vertreter entsandt, und Samstag nachmittags, punkt 2½ Uhr, ertönte der erste Startschuß. Der Samstag war zur Hauptsache den Auscheidungen gewidmet. Die Ermittlung des Meisters geht nicht so vor sich, daß von jedem die Leistungen gemessen und am Schlusse der Beste ausgesucht wird. Die Wettkämpfe „gehen auf Rang“, wie man zu sagen pflegt. In den Läufen z. B. beteiligt sich im Vorkampf jeder Läufer. Drei, vier, oder manchmal fünf laufen zusammen, der dritt, viert und lezt Ankommende im Ziel fällt von der weiteren Teilnahme aus. Nur die Ersten und Zweiten qualifizieren sich für den sogenannten Zwischen- oder gar Endlauf. Ist die Anzahl der Wettkämpfer groß, werden auf dieselbe Weise in Zwischenläufen wieder die besten ermittelt, die dann im Endkampf um den Sieg streiten. Dasselbe ist es bei den Würfeln und beim Springen. Je die vier besten Werfer oder Springer werden ermittelt

und kämpfen später unter sich um die Siegespalme. Diese Endkämpfe fanden zur Hauptsache am Sonntag nachmittag statt. Eine ansehnliche Zuschauerschar hatte sich trotz der großen Hitze im Eichholz eingefunden, um die spannenden Kämpfe zu verfolgen. Oben am Süden des Platzes am Hange hielten sich viele Badende auf, da ihnen dieser Platz zu bescheidenem Eintrittsgeld reserviert wurde. Diese Badenden bilden eine neue, das Bild sehr belebende, fröhliche Zuschauerkategorie.

Am spannendsten gestalten sich jeweils die Läufe. In 11,5 Sekunden werden die 100 Meter durchlaufen. Kaum ist der Startschuß verhallt, sind die Läufer am Ziel. Ein Gymnast aus Luzern, Strebi, gewann die Läufe über 100 und 200 Meter, Martin aus Lausanne über 400 und 800 Meter und Schärer Willi, Bern, über 1500 Meter. In hartem Endkampf, der vier vorzügliche Läufer am Start vereinigte, gewann die 110 Meter-Hürden Moser Hans, von der Gymnastischen Gesellschaft Bern, indem er im Hochsprung die unglaubliche Höhe von 1,85 Meter überprang. Die Staffelläufe erbrachte den Sportklub Old-Bons als Meister für die viermal 100 Meter Staffette und die Gymnastische Gesellschaft Bern für die 1500 Meter Staffette, die in Läufe zu 800, 400, 200 und 100 Meter zerfällt. Trotz Verhinderung und Krankheit einiger ihrer besten Läufer vermochte sie diesen Lauf mit 1,5 Meter knapp vor dem gefürchteten Cercle des Sports Lausanne zu gewinnen. Ihre Läufer Schärer, Baggenstoß, Leibundgut und Beneler gaben, durch die Aufmunterungsrufe der Zuschauer angepörrt, ihr Neuestes zur Erringung des Sieges her. Wie hart der Kampf war, läßt sich am besten durch einen Vergleich der ganzen Strecke mit dem Abstand, mit dem der Sieger vor dem zweiten durchs Ziel ging, ermessen: 1500 Meter und 1,5 Meter, also ein Sieg nur um einen Tausendstel der ganzen Strecke. Großen Beifall fanden auch die Distanz- und Speerwürfe, (Bucher und Blanc, Lausanne) sowie die prächtigen Stabhochsprünge über 3 Meter 55 und 3 Meter 40 der Basler Gerspach und Pavei.

Sonntag abends um 6 Uhr war die Veranstaltung zu Ende geführt. Der Präsident des Athletikverbandes dankte den Wettkämpfern für ihre Hingabe und beglückwünschte sie zu ihren Leistungen. Jeder Teilnehmer erhielt eine von Fred Bieri, Bern, entworfene schöne Urkunde, die ersten vier jeder Konkurrenz zudem eine Erinnerungsmedaille. Eine solche Medaille ist dem Wettkämpfer eine einfache, aber schöne Erinnerung; sie wird ihn im spätern Leben an seine Mühen und seine Siege im edlen Wettstreite der griechischen Spiele erinnern. H.



Schweiz. Leichtathletik-Meisterschaften in Bern: 100 m Zwischenlauf (Sieger G. Moser, Basel). Letzte Anstrengung vor dem Zielband. (Phot. Keller, Bern.)